

Martin Freund

ZWISCHEN  
WELTEN  
ZEIT

Roman



Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek  
Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der  
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten  
sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

[www.wenz-verlag.de](http://www.wenz-verlag.de)



Martin Freund  
Zwischenweltenzeit  
Roman  
© 2017 Wenz Verlag  
Dreieich bei Frankfurt/M.  
Lektorat: Tanja Drechsel  
Covermotiv: © Philipp Merx/ [www.philipp-merx.de](http://www.philipp-merx.de)  
Umschlaggestaltung: im Verlag

Printed in EU

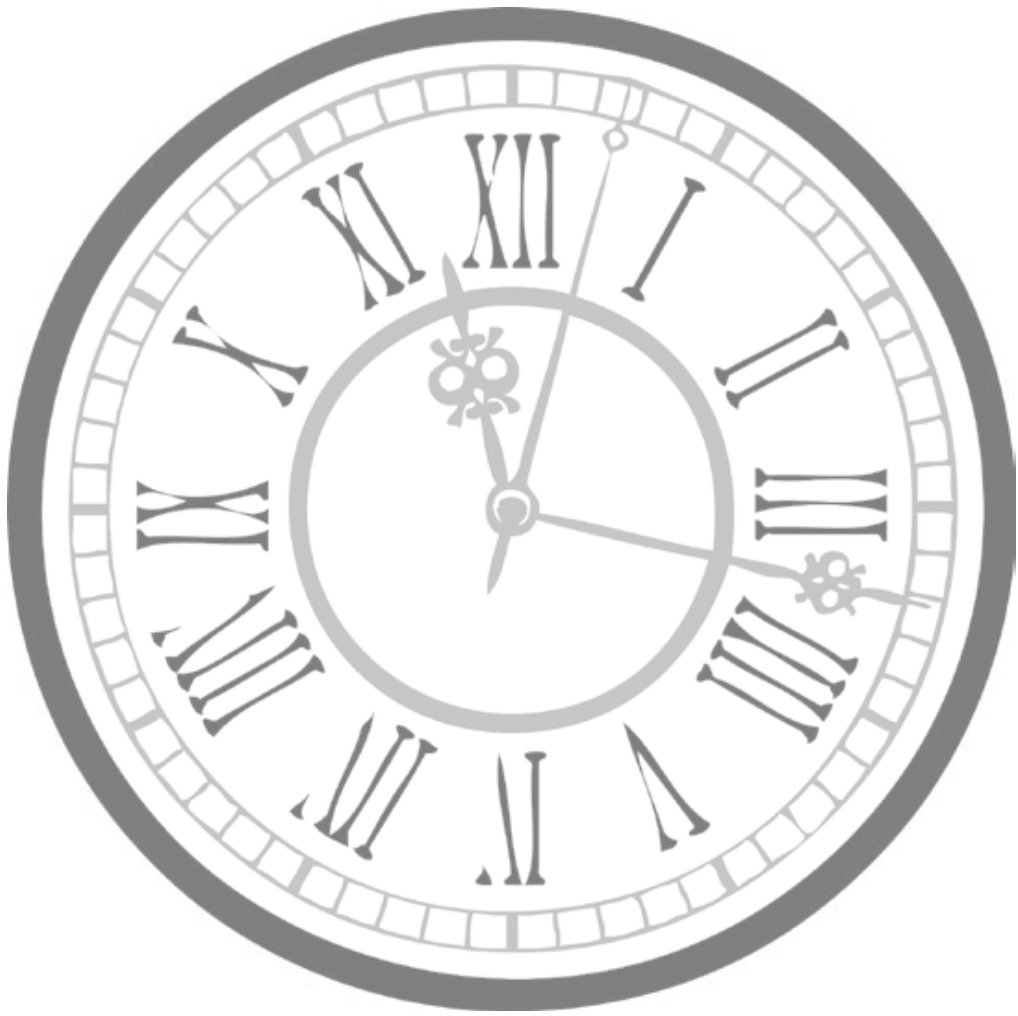
ISBN 978-3-937791-48-7

*„Glaube denen, die die Wahrheit suchen,  
und zweifle an jenen, die sie gefunden haben.“*

(André Gide)



UNTEN



„Wir leben in Zwischenweltenzeiten.“ Das hat Großvater, zumindest mir gegenüber, immer und immer wieder betont, und meinte damit, dass es nach den langen und furchtbar dunklen Jahren hier unten bald wieder hinaufgehen wird ans Tageslicht der Erde. Dorthin, woher wir Menschen kommen und wo wir leben sollten.

Und nun ist er tot. Nach 183 Jahren, 87 Tagen, 15 Stunden und 36 Minuten ist er gestorben, der Mann, der sich von mir nur „Großvater“ hat nennen lassen.

Sein wirklicher Name? Ich kenne ihn nicht. Doch ist diese Unkenntnis in irgendeiner Form von Bedeutung für mich?

183 Jahre dauerte sein Leben seiner eigenen Berechnung zufolge. Es war eine Berechnung, die er akribisch verfolgte wie ein Buchhalter. Keinen Tag ließ er aus – obwohl es hier, wo wir uns befinden, keine sichtbare Unterscheidung gibt zwischen Tag und Nacht.

183. Ist er mit dieser Anzahl an Jahren alt geworden? Oder musste er jung sterben? Ich weiß es nicht einzuschätzen. Wie auch? Mir sagen Zahlen und Begriffe wie „Jahre“ oder „Monate“ nicht wirklich viel. Natürlich, Großvater hat mir deren Bedeutung erklärt, und dennoch sind sie nichts als leere Hülsen in meiner beschränkten Begriffswelt.

Letztendlich ist es gleichgültig, denn selbst wenn er erstaunlich alt geworden wäre: Der Tod kam zu früh, viel zu früh.

Sein Sterben bedeutet eine Zeitenwende für mich, eine Zäsur. So wie er selbst inmitten einer Zeitenwende geboren wurde. Darauf hat er zumindest während unzähliger Gespräche immer wieder hingewiesen.

Ewigkeiten scheinen sie her zu sein, unsere Gespräche. Seit Ewigkeiten scheint er verstummt. Dabei sind erst eine Stunde und 21 Minuten seit seinem letzten Atemzug vergangen.

Woher ich so genau weiß, wie lange er nicht mehr bei mir ist? „Taschenuhr“ hat Großvater ihn genannt, manchmal auch „Chronograph“, den Zeitmesser, den ich in meiner Hand halte, als könne mir dieser Gegenstand Trost spenden. Anhand dieser Uhr, golden, mit einem weißen Ziffernblatt und filigranen, verschnörkelten Zeigern, hat er mir beigebracht, die Zeit zu lesen. Alt, sehr alt sei dieses kleine technische Wunderwerk, hat er mir gesagt. Aber es funktioniert noch immer.

Beides, die Uhr und das Verständnis dafür, ist Teil von Großvaters Vermächtnis an mich. Er übergab sie mir vor ein paar Wochen, als wir uns zum Schlafen legten. Direkt feierlich war mir zumute, als ich das kostbare Stück das erste Mal in meinen Händen hielt. Und er ermahnte mich, jeden Tag das Uhrwerk mittels des kleinen Rädchens am Gehäuse aufzuziehen, da ansonsten die Zeit ein für alle Mal verloren ginge. Ich konnte nicht schlafen in dieser Nacht, zu groß war meine Angst, das Schlimmste, nämlich das Verstummen des ewigen Tickens, könnte tatsächlich eintreten.



Für mich indes ist es nun so weit: Ich muss Abschied von ihm nehmen und mich auf den Weg machen, auf den er mich seit exakt 10 Jahren, 208 Tagen, 5 Stunden und inzwischen 25 Minuten vorbereitete. Eine Zeitspanne nach seiner ureigenen Zählweise, die er sich in seinem Kopf zurechtgelegt hat. Zeit, die zudem von der Taschenuhr festgehalten wurde. Ja, auch das vermag diese phänomenale Uhr, denn in ihrem Gehäuse tickt ein zweites Uhrwerk nur für uns, für unseren gemeinsamen Lebensweg.

Wann wird mir wirklich und wahrhaftig bewusst werden, dass er nie mehr neben mir herrollen wird in seinem klappernden, ratternden Rollstuhl? Wann wird der Zeitpunkt kommen, da ich diese Geräusche nicht mehr vermissen werde, so wie den Klang seiner Stimme, sein Lachen – oder sein Zetern, wenn er in Rage geriet? Wann werde ich die 10 Jahre, 208 Tage, 5 Stunden und 25 Minuten das erste Mal vergessen?

*Zeitenwende ... leben in Zwischenweltenzeiten ...* – welche dramatische Worte. Und doch passend, wenn ich bedenke, was er mir alles erzählt hat während der Stunden, Wochen und Jahre, die wir gemeinsam verbrachten, ganz allein in der Dunkelheit. Als wir unsere eigenen, einsamen Wege gingen auf der Suche nach der Erinnerung, er und ich und die Kleine, in all der Zeit, da wir drei uns, nur uns und sonst niemanden hatten.

Nun sind er und die Kleine tot, und ich werde mich fortan an das machen, was zu tun ich ihm so oft versprechen musste: Ich werde hinaufgehen, die wahre Welt für mich entdecken, und ihre Veränderung festhalten. Die Veränderung, die ihren Anfang nahm, als er, Großvater, gerade eben geboren wurde, er das „Licht der Welt erblickte“ sozusagen.

„Licht der Welt“ – bei ihm war dieser Begriff noch wörtlich zu nehmen. Ich hingegen kenne nichts als die Finsternis unserer Unterwelt und künstlich erzeugte Helligkeit. Nur ab und an komme ich in den Genuss kaum mehr wahrnehmbarer Lichtstrahlen, die über senkrechte Schächte, unsere einzige Verbindung zu der angeblich nicht mehr existenten Welt dort oben, in unser Leben eindringen.

Mein Weg, so Großvaters Wille, soll mich hinaufführen an die Oberfläche. In jene Welt, die es laut einer, so nannte er es, „perfekten Propagandamaschinerie“ nicht mehr gibt; von der, so wird erzählt, nurmehr lebensfeindliche Überreste existieren.

Eine Welt soll ich betreten, die er mir in den buntesten und schönsten Farben beschrieb, was im extremen Gegensatz zu den Bildern steht, die ich von offizieller Seite her von Geburt an vorgezeichnet bekam.

Ob ich auch nur im Ansatz begreife, was „Farbe“ tatsächlich bedeutet? Seitdem wir uns gefunden hatten und gemeinsam unterwegs waren, in den Labyrinthen aus Dunkelheit und Einsamkeit, wurde er

nicht müde, mir von diesen Farben zu erzählen, sie mir mittels Bildern und Beispielen zu erklären und in meiner Vorstellung sichtbar zu machen.

Immer weiter und weiter führten uns unsere Wege fort von denen, die immer tiefer in die Erde eindringen, und immer ging es aufwärts, weg von der Enge, dem Lärm und den Lügen der Unterwelt.

Und doch bin ich noch immer so entsetzlich weit entfernt von oben. Dass es noch eine lange Strecke hinauf ist, das weiß ich, denn Großvater zeigte mir ab und zu auf alten Karten die Wege, die wir bereits hinter uns gelassen hatten und die, die noch vor uns, jetzt vor mir allein, liegen.

Es waren die unterschiedlichsten Gänge und Wege, die wir während unserer endlosen Wanderungen beschritten. Mal breit und asphaltiert, sodass ich Mühe hatte, dem rollenden Großvater zu folgen. Dann wieder eng und kurvig, voller Spalten und Risse im Boden oder mit Schlaglöchern übersät, die ein Vorkommen nahezu unmöglich machten.

Zum Glück wurden all diese Wege von einem fluoreszierenden, von den Felswänden ausgehenden Licht erhellt. Auch jetzt schimmert es matt, doch es ist, das hat Großvater immer wieder beteuert, kein natürliches Licht. Mir ist das im Grunde gleichgültig, denn ich kenne ja nichts anderes; von „natürlichem Licht“ habe ich keine Ahnung. Ich bin nur froh, dass es nicht stockfinster ist.

Wie aber das Licht in die Felswände kam? Großvater wüsste es, ganz bestimmt, aber es war mir nie

wichtig genug, danach zu fragen. Und nun? Nun ist es zu spät.

Großvater: Er hat mich gelehrt, was Menschsein in Wirklichkeit bedeutet, neben der Beherrschung der Technik und der Kunst des Überlebens in Regionen, für die wir Menschen nun wahrlich nicht geschaffen sind. Er hat mir beigebracht, wirklich und wahrhaftig Mensch zu sein.

Gezeigt und erklärt hat er mir, was Musik ist, was Literatur bedeutet, Malerei, die Kunst im Allgemeinen und was man damit zu erreichen vermag. Er hat zu meiner großen Freude und Begeisterung Melodien gepfiffen oder Lieder gesungen. Er gab mir seine Bücher zu lesen und zeigte mir Abbildungen der Werke großer Künstler, anhand derer ich erahnen konnte, was die Menschheit einst zu leisten imstande war. All die Eigenschaften des Menschen, die hier unten in der Dunkelheit verkümmert sind über Jahre und Jahrzehnte – er hat sie bewahrt. Und seine ganze Kraft und sein Streben darauf ausgerichtet, sie, zumindest das Wissen um die Existenz dieser menschlichen Fähigkeiten, an mich, ja, ausgerechnet an mich, weiterzugeben. Er sprach dabei von Freundschaft und Liebe, von Familie und Zusammengehörigkeit, von Gefühlen und Erinnerungen.

„Das, was uns hier in der Dunkelheit, in diesem ‚neuen‘ Leben neben dem Sonnenlicht und der reinen Luft zum Atmen am meisten fehlt, mein Junge“ – er nannte mich immer „mein Junge“, niemals

anders – „sind Humanität und Humanismus. Mit dem Verlust von Tag und Nacht, von Natur und Freiheit ist uns Menschen jegliche Menschlichkeit abhandengekommen. Wobei diese Formulierung nicht richtig ist, Junge. Wir wurden ihrer beraubt. Es gibt nur noch wenige, die wissen, was es wirklich bedeutet, sich wahrhaftig ‚Mensch‘ nennen zu dürfen, und du sollst einer derjenigen sein, die diesen Schatz des Lebens bewahren und weitergeben werden.“

Ich nickte eifrig bei solch pathetischen Ausbrüchen, wie ich so oft nickte, wenn Großvater zu mir sprach. Dabei vermochte ich damals noch nichts mit den Begriffen Humanität und Humanismus anzufangen. Der alte Mann wusste das, doch er wusste auch, dass ich, sobald er eingeschlafen wäre, das dicke Lexikon zur Hand nehmen und nach den von ihm genannten Begriffen suchen würde. Und er schlief phasenweise sehr viel, fast so viel wie unsere treue Begleiterin. In manch anderer Woche hingegen schien er überhaupt nicht zu schlafen.

Er wusste auch, dass ich, sollte mir die Begriffsklärung einmal nicht ausreichen, bei ihm nachfragen würde. Denn von ihm erhielt ich die Auskunft, die ich brauchte, um zufrieden zu sein. Immer und auf alle Fragen.

Doch das ist nicht ganz korrekt. Fast immer, so muss es heißen, und auf fast alle Fragen.

Wir gingen, nein, ich ging, die Kleine ging, Großvater fuhr durch einen dieser stollenartigen Gänge,

bis er vor 23 Tagen, 8 Stunden und 17 Minuten erklärte, es wäre Zeit, den richtigen Platz zu finden. Um zur Ruhe zu kommen und nochmals Kraft zu schöpfen vor der letzten, der entscheidenden Etappe. Einer Etappe, von der nicht einmal er mir sagen konnte, wie viele Tage, Wochen oder sogar Monate sie dauern würde – für ihn, für mich und unsere kleine, treue vierbeinige Begleiterin.

„Wir sind weit genug gekommen, Jungel!“, sagte Großvater, als er sich – zum letzten Mal, aber das wusste ich in dem Moment noch nicht – aus dem Rollstuhl in die Höhe schraubte und auf den kalten Boden niedersinken ließ in der höhlengleichen Nische am Wegesrand, die er als unser Quartier für jene Nacht auserkoren hatte.

„Hinter dem Felsen dort“, seine Hand zitterte, als er sie hob, um mir die Richtung zu weisen, „dort beginnt ein weiterer Anstieg, der dich letztendlich bis hinauf an das Tageslicht und damit weg aus der Zwischenweltenzeit und hinaus in die Freiheit des wahren Lebens bringen wird.“

„Und du, Großvater? Was ist mit dir?“, fragte ich bang, und vermochte das Beben meiner Stimme nicht zu unterdrücken.

„Ich hätte dich so gerne noch ein weiteres Teilstück begleitet. Doch du siehst ja, ich bin müde, und der Weg da hinauf, mit meinem Rollstuhl ...“

Er schüttelte resignierend den Kopf. „Ruhe dich gut aus, bevor du aufbrichst. Denn es wird mühsam und anstrengend werden, diese letzte und

letztendlich entscheidende Etappe zu bezwingen. Und du wirst den Weg allein gehen müssen. Aber du wirst es schaffen, hab keine Sorge. Ja, du wirst alle Schwierigkeiten meistern. Das wusste ich bereits, als ich dich das erste Mal sah! Und du wirst erkennen: Es lohnt sich, all die Anstrengungen auf sich zu nehmen!“

In mir, in meinem Kopf und vor allem in meinem Bauch machte sich Panik breit. Großvater würde mich nicht weiter begleiten? Und die Kleine? Sie auch nicht? Aber weswegen? Und wie sollte ich zurechtkommen, so ganz allein? Hier, in der Zwischenweltenzeit, und oben, in der Freiheit, so ich denn jemals dort ankäme?

Was meinte er damit, dass ich alle Schwierigkeiten meistern würde? Ausgerechnet ich? Woher nahm er die Überzeugung, die mir so gänzlich fehlte? Schließlich war ich noch nie in meinem Leben auf mich allein gestellt gewesen. Zumindest nicht, seit ich mit Großvater und der Kleinen umhervagabundierte war – an die Zeit davor fehlt mir ja nahezu jegliche Erinnerung.

Wie werde ich wissen, welcher der richtige Weg ist, sollte sich der Pfad auch nur ein einziges Mal gabeln? Und wie den richtigen Zeitpunkt für eine Rast finden? Und überhaupt, ohne meine beiden Begleiter, wie ...

„Wenn du ganz oben am Ausgang zur wahren Welt angekommen bist und es so dunkel ist wie hier unten“, fügte er nach einer kurzen Pause

hinzu, und riss mich aus meinen düsteren Überlegungen, „dann warte, bis es hell wird. Es wird nicht lange dauern, nicht nach der Zeit, die du im Dunkel zugebracht hast. Und wenn du die Sonne aufgehen siehst – du weißt schon, diesen hellen Ball am Himmel, den ich dir so oft beschrieben habe, der das Firmament in dieses wunderschöne, unbeschreibliche Blau zu färben vermag –, sobald also der Tag anbricht, dann folge dem Punkt, an dem du das Licht zuerst erblickt hast. Lass dich vom Lauf der Sonne nicht irritieren, gehe einfach geradeaus in die von dir eingeschlagene Richtung. Gehe immer ostwärts, und du wirst da ankommen, wo ich einst zuhause war. Sollte es aber hell sein, wenn du die Oberfläche erreichst, dann warte, bis die Dämmerung einsetzt, und merke dir den Punkt, an dem die Sonne im scheinbaren Nichts untertaucht. Dann wendest du dich in die entgegengesetzte Richtung und beginnst deinen Marsch. Hast du das verstanden?“

Ich nickte. Ein Kloß hatte sich in meinem Hals festgesetzt und hinderte mich an einer Antwort.

„Habe keine Angst vor diesem Weg, Junge. Du wirst Wälder und Wiesen kennenlernen, die ganze Natur, wie ich sie dir unzählige Male beschrieben habe. Und irgendwann wirst du erste Häuser sehen. Sie werden mehr und mehr werden, und sobald du die erste größere Siedlung erreicht hast, folgst du den Straßen, die ich dir so oft aufgezeichnet habe – du kennst den Weg noch?“



Erneut nickte ich. Dutzende, nein, viele dutzende Male hatte er mir die Wege beschrieben, welche zu seinem Haus führten, und hunderte Male das Haus selbst in allen Einzelheiten geschildert.

„Ich sehe schon: Ich brauche dir nichts weiter zu sagen, du weißt Bescheid, Junge!“

Wie schön, die Vorstellung, dass es genau so werden könnte, wie er es formuliert hat. Wie einfach und geradezu selbstverständlich es aus seinem Mund klang, den richtigen Weg und das erhoffte Ziel zu finden. Doch was, wenn nichts als das Nichts auf mich wartete? Oder wenn der Weg mit einem Mal versperrt wäre, durch einen Felsen, eine Mauer? Oder sogar, und das wäre wohl das Schlimmste, wenn sich plötzlich herausstellen sollte, dass die Welt dort oben tatsächlich dem entspräche, was die Eliten uns erzählen, seit ich denken kann, und was sich als eines der wenigen Dinge in mein Gedächtnis eingeprägt hat aus jener Zeit vor Großvater und der Kleinen: Dass es dort, auf der Oberfläche dieses Planeten, nichts gibt als mit öligem, stinkenden Schlamm bedeckten Boden und tote, von Ruß schwarz gefärbte Ruinen einstmals menschlichen Lebens? Und die Luft nichts ist als breiiger, die Lungen verätzender Nebel? Ja, was dann? Zurück hierher in die Unterwelt?

Großvater ahnte nichts von meinen Zweifeln, als er mich stolz anblickte. Zufrieden tätschelte er meine Wange. Seine Hand hielt inne, als er die Tränen

spürte, von denen mein Gesicht inzwischen nass war. Ich wusste nicht, weswegen ich weinte, es war einfach so über mich gekommen. Wobei, doch, ich wusste es, ich hätte jede Minute, die ihm blieb, mitzählen können, ich wusste, dass es bald vorbei sein würde, unser gemeinsames Leben. Nur noch 15 Minuten, nur noch 14 ...

Doch ich setzte mich lieber nochmals zu ihm, legte meinen Arm um ihn und flüsterte ihm ins Ohr: „Erzähl mir noch einmal von dem Leben da oben, von der Sonne, dem Mond und den Sternen.“

„Ich brauche dir nichts mehr davon zu erzählen, mein Junge. Gleich wirst du frei sein, frei, hinaufzugehen, um mit eigenen Augen zu bestaunen, was ich dir all die Jahre schlechter als mangelhaft zu beschreiben versucht habe. Ich gehe von jetzt an meinen eigenen Weg, ich habe keine andere Wahl. Aber sei nicht traurig. Freue dich mit mir, denn ich kehre, so meine Hoffnung und mein Glaube mich nicht trügen, dorthin zurück, wo ich hergekommen bin. In die Welt da oben, nach der ich mich immer gesehnt habe, seit ich sie verlassen musste. Du weißt, ich konnte nie vergessen, was das Leben einst bedeutet hat, und das war das Schlimmste und Schönste zugleich: Nicht das Wissen zu verlieren, was das Leben einmal gewesen ist. Und irgendwann wieder sein wird.“

Ich wusste, dass der Abschied, der ein Abschied für immer sein würde, von Minute zu Minute näher rückte, und Angst schnürte mir die Kehle zu.

„Bleibt die Kleine bei mir?“

„Sie bedeutet dir viel, nicht wahr?“ Sein Blick war traurig, so traurig wie nie zuvor, schien mir in dem Moment. „Ich weiß nicht, ob sie bei dir bleiben wird, Junge. Es ist ihre eigene Entscheidung, die ich nicht beeinflussen kann – und du auch nicht. Sie ist schon alt. Vielleicht so alt wie ich oder noch älter nach ihrer Berechnung, und sie ist auch schon müde, du weißt es selbst. Sie wird sich so entscheiden, wie es für sie am besten ist. So wie sie sich entschied, meine Begleiterin zu werden. So wie sie dich fand für mich.“

Dann schloss er die Augen, und, wie eingangs erwähnt, nach 183 Jahren, 87 Tagen, 15 Stunden und 36 Minuten des Lebens war der Mensch, den ich auf sein Geheiß Großvater genannt hatte, gestorben.

Die Kleine, die wie fast immer, wenn wir rasteten, zusammengerollt neben Großvater gelegen hatte, stand auf, schüttelte sich und stellte sich mit den Vorderpfoten auf seinen Brustkorb – auf den Menschen, der ihr Lebensmittelpunkt gewesen war, für sie noch mehr als für mich – leckte ihm noch einmal über das faltige Gesicht und dann über meines. Sie drehte sich, wie sie es immer machte, bevor sie sich zum Schlafen niederlegte, dreimal um die eigene Achse, kratzte etwas an der Unterlage herum, rollte sich neben Großvater zusammen und gab einen leisen, zufriedenen Seufzer von sich.

An dem kleinen Urinbach, der wenig später unter ihr hervorsickerte, erkannte ich, dass auch sie ihre

letzte und damit endgültige Entscheidung getroffen hatte.

Jetzt sitze ich hier, neben meinen beiden toten Begleitern, dem alten Mann und dem kleinen Hund. Und zähle die Minuten und Stunden des Alleinseins, so wie Großvater mich das Zählen gelehrt hat. Ja, das Zählen, dessen Sinn ich niemals wirklich begriffen habe. Denn es war und ist ja unnützlich, hier – in der ewigen Finsternis, in der die künstliche Helligkeit von Menschenhand gesteuert wird – irgendetwas in einen zeitlichen Rhythmus fassen zu wollen.

Dennoch ist es tröstlich, gerade jetzt, nur dazusitzen und die Augenblicke der verrinnenden Zeit auf der Uhr in meiner Hand zu verfolgen, während ich erneut über das sinniere, was mich dort oben wohl erwarten mag.

Gedankenverloren streiche ich durch das dichte, weiche und noch immer warme Fell der Kleinen und ertappe mich dabei, wie ich auf ihre samtene, feuchte Zunge warte, die meine Zärtlichkeit erwidert. Sie wird mir fehlen, ja, sie wird mir fehlen, die Kleine. Nicht weniger als der alte Mann.

Wie begeistert er war und wie voller Energie, wenn er vom Leben auf der Erdoberfläche erzählte. Dann sprühte er förmlich, und irgendwie, ja, irgendwie habe ich ihn um diese Erinnerungen beneidet, die ihn zwar quälten, aber mindestens gleichermaßen mit Freude erfüllten. Und zugleich konnte ich nicht

genug bekommen von den Beschreibungen eines Lebens jenseits der Zwischenweltenzeit.

„Eine andere Welt ist das da oben“, hat Großvater gesagt, wann immer er auf das Leben jenseits der Unterwelt zu sprechen kam. Und das war oft, sehr oft der Fall.

„Du wirst sie lieben, so wie ich, wie so viele andere Menschen auch sie liebten. Und dennoch hat niemand verhindern können, dass der Menschheit nur der Platz hier unten blieb zum Überleben. Wir alle haben zerstört, was uns das Liebste und Wichtigste gewesen ist, ohne wirklich darüber nachzudenken, was wir taten oder ließen. Und trotzdem, oder vielleicht gerade deswegen, glaube ich, nein, bin ich davon überzeugt, dass das Leben auf der Erdoberfläche nicht vorüber ist, so wie es uns immer und immer wieder eingeredet wird, nur, damit wir hier unten bleiben ohne aufzubegehren. Nein, es kann nicht vorüber sein, denn ich träume oft, viel zu oft von dem, was war, und von dem, was möglicherweise schon wieder ist, ganz bestimmt aber irgendwann wieder sein wird.“

„Aber wie kannst du so sicher sein, Großvater?“, unterbrach ich ihn aufgeregt und ja, fast ein wenig empört ob seiner Worte, hatte ich doch nie begriffen, woher er seine Überzeugung nahm, dass die Eliten uns belogen. Was hatten sie davon?

„Glaube mir, mein Junge. Du wirst es selbst erleben dort oben: Aus dem Tod entsteht neues Leben, das war immer so und das wird auch immer so sein.

Das ist der Kreislauf des Lebens auf der Erde, solange sie existiert. Und deshalb ...“

Husten unterbrach ihn. So, wie viel zu oft während der letzten Wochen.

„Die Welt da oben wird heute oder morgen vermutlich nicht dieselbe sein, die ich dir zu schildern imstande war und bin. Jegliches Leben, gleichgültig in welcher Form, ist ständigem Wandel ausgesetzt. Und die Erinnerung färbt zudem manches in rosarotes Licht, ich weiß das sehr wohl. Aber ich verspreche dir: es wird auch ganz anders sein als das, was uns hier weiszumachen versucht wird von denen, die uns in dieser nicht enden wollenden Dunkelheit gefangen halten! Denn an einem vermögen auch sie, die das Gegenteil behaupten, nichts zu ändern: Der beständige Wandel dieses Planeten ist nicht aufzuhalten. Ich bin überzeugt davon, dass das Leben auf der Erdoberfläche weitergehen wird, immer weiter, solange die Erde existiert. Die Geschichte der Erde, du kennst sie. Ich habe dir davon berichtet und Zeugnis abgelegt von dem, was passiert ist seit dem Moment, da ich geboren wurde und von den Zeiten lange davor. Es ist die Geschichte einer unentwegten Veränderung, einer Veränderung, die ganz bestimmt nicht anhielt, nur weil wir Menschen sie nicht mehr beeinflussen konnten! – Ich bin zu alt und zu schwach, den Aufstieg bis an die Erdoberfläche auf mich zu nehmen. Aber du wirst ihn gehen können, mein Junge. Und eines Tages werden wir

uns wieder begegnen, und du wirst mir berichten von dem, was du gesehen und vorgefunden haben wirst!“

Ich streiche über die langsam kalt werdende Haut. Es sind Berührungen, die er zu Lebzeiten nicht, oder nur in seltenen Momenten, zuließ. Er wirkt so ruhig, so friedlich, wie er da vor mir liegt. So, als wäre er tatsächlich an dem Ort angekommen, nach dem er sich all die Jahre so gesehnt hat.

Was hat Großvater mir nicht alles erzählt über die Geschichte der Erde?

Viele Jahrzehnte vor seiner Geburt hatten die Menschen auf dem ganzen Planeten eine neu anbrechende Zeit gefeiert. Sie lebten damals noch auf der Oberfläche und in Freiheit, nicht hier unten in kollektivem Zwang. Niemand ahnte, so Großvater, in jener Nacht des Übergangs von einem Jahrtausend in ein anderes – noch weit vor seiner Geburt – auch nur im Entferntesten, dass gar nicht viele Jahre später die für einen Großteil der Menschheit friedlichste und glücklichste Periode ihres Seins vorübergehen würde.

Der Jahrtausendwechsel wurde überall auf der Welt so überschwänglich gefeiert wie nie ein Jahresübergang zuvor. Der Optimismus erschien grenzenlos und ... Aber nein, jene Epoche liegt viel zu weit zurück, als dass ich etwas darüber berichten könnte. Selbst wenn Großvater mir bis ins Detail erzählt hat, was damals vorgefallen war.

Beschreiben zu wollen, was sich in den Zeiten seit damals im Kleinen geändert hat, führt zu weit, viel zu weit. Ich würde unweigerlich Faden und Überblick verlieren, und weder das eine noch das andere wäre in Großvaters Sinne. Es genügt also, so meine ich, im Groben zu skizzieren, was geschah, denn die Vergangenheit, was hilft sie mir letztendlich hier und heute?

Die Weltordnung hatte sich nach jener denkwürdigen Nacht sehr schnell und sehr grundlegend verändert – und trotz des Optimismus’ traurigerweise nicht zum Guten. Der Wandel begann in Europa, irgendwie, und auch wieder nicht. Doch dort war sie, so scheint es mir jedenfalls anhand dessen, was ich weiß, am stärksten ausgeprägt, diese Welle der Veränderung. Möglicherweise deshalb, weil Großvater diesen Kontinent als den Ruhepol des Planeten beschrieben hatte, der seine schlimmsten Zeiten – von Menschenhand heraufbeschworene Stürme und Katastrophen unvorstellbaren Ausmaßes – endlich und für alle Zeiten hinter sich zu haben geglaubt hatte. Doch mitnichten!

Stabile Staatengefüge, die teilweise immerhin seit 90, 100 Jahren und länger Bestand gehabt hatten, eine schier immense Zeitspanne für damalige Verhältnisse, brachen auseinander wie trockenes, bröseliges Gestein. Die friedliche und scheinbar so selbstverständliche Koexistenz unterschiedlichster Völker und Religionen entpuppte sich mit einem Mal als naiver Traum, hinweggefegt von bösen Geistern und Dämonen der Realität.



Unendlich viele Stunden verbrachte ich an Großvaters Seite damit, neu entstandene politische Konstrukte zu vergleichen mit der Weltenordnung, wie sie im Jahr seiner Geburt geherrscht hatte. Er zeigte mir anhand eines Atlanten, wie er damals selbst die Erde zu sehen bekam, und projizierte mittels eines kleinen schwarzen Kastens die Bilder der sich verändernden Machtgefüge an Wände und Decken unserer Lagerstätten, sodass ich dem Lauf der Geschichte spielend leicht folgen konnte. Begleitet von den kritischen Bemerkungen des alten Mannes, der nicht beschönigte, was nicht zu beschönigen war, aber auch nicht schlechtredete, was er als gut erachtete in jener turbulenten Zeit. Indes, es war nicht viel Positives, was er zu berichten hatte. Nahezu nichts war mehr von Bestand, und jahrtausendealte menschliche Errungenschaften und Werte fielen unsäglicher Barbarei, Gier und Unbarmherzigkeit zum Opfer.

Wie der schwarze Kasten mit den Bildern funktionierte? Darüber machte ich mir ebenso wenig Gedanken wie über die Lichtquellen in den Felswänden. Immerhin begriff ich, dass man etliche Male kräftig an einer Kurbel drehen musste, um Leben in das Gerät zu bringen. Großvater erlaubte mir ab und an das zu tun, doch seine bangen Blicke nahmen mir meist den Spaß daran.

Zu den Bildern ertönte, wenn Großvater schwieg, eine kalte, klare Stimme, die das Geschehen kommentierte, ohne Zorn, ohne Häme, ohne Wut. In

einer Sprache, die so klang wie die, die Großvater sprach – und doch so ganz anders war.

Dieses Mal indes ließ er es sich nicht nehmen, selbst zu kommentieren: „Staaten zerfallen und werden wieder neu geboren, das ist nicht das Drama der Menschheit. Aber was ist mit der Identität der dort Lebenden? Es gab einmal Tausende von Sprachen und unzählige Dialekte. Kunstvoll und schlicht, kompliziert und einfach – und doch allesamt einmalige Zeugnisse des Menschseins und in gewisser Weise Inbegriff der Zugehörig- und Zusammengehörigkeit. Was aber haben sie, die angeblichen neuen geistigen und intellektuellen Führer und Bewahrer der Rasse ‚Mensch‘ daraus gemacht? Sie ließen sie verkommen, nein, mehr als das, sie zerstörten sie buchstäblich, indem sie die einsetzenden, endlosen Völkerwanderungen wahrlich biblischen Ausmaßes als Werkzeug benutzten, bis nichts als Kauderwelsch übrig blieb. Eine Mixtur, mittels derer letztendlich nurmehr wenige Menschen sinnvoll miteinander zu kommunizieren imstande waren. Sprachen wie Englisch, Spanisch, Französisch und Deutsch mit ihrer klassischen Strenge, Chinesisch mit seinen unzähligen Nuancen, die Tausende Dialekte Indiens, sie alle verstummten mehr und mehr – im gesprochenen wie im geschriebenen Wort.“

„Aber warum, Großvater?“, traute ich mich eines Tages zu fragen. Es entzog sich meinem Verständ-

nis, wie man Menschen dazu zwingen konnte, ihre gewohnte Art der Kommunikation aufzugeben. „Was haben sie damit bezweckt? Und wie konnte man denn kontrollieren, wie die Menschen miteinander kommunizieren?“

„Ach Junge!“, seufzte Großvater. „Die meisten Menschen sind schwach und sehnen sich geradezu danach, von den wenigen Starken unter ihnen gelenkt zu werden. Gleichgültig, wohin diese sie führen. Das hat die Menschheitsgeschichte immer wieder gezeigt. Warum also nicht auch der Weg in die Sprachlosigkeit? Und was sie bezweckten? Denk nach, es ist ganz einfach: Sie wollten, dass sie, die Eliten, zu Individuen würden, die sich von allen anderen absetzten. Und es ist ihnen gelungen. Die Benutzung der Sprachen wurde verpönt, von den neuen Eliten geächtet und verdammt, auf dass wir alle, die wir da sind, ausschließlich eine einzige international verständliche Sprache verwenden sollten. Eine Sprache, die aus Zahlen und willkürlich kombinierten Buchstaben besteht, ohne Klang, ohne Gefühl, ohne Gehalt und Geschichte, ohne Leben und vor allem: ohne Seele. Eine Sprache, die diese Bezeichnung nicht im Mindesten verdient hat. Die Schönheit einer wirklichen, einer gelebten, einer gefühlten Sprache besitzt dieses Werkzeug der Kommunikation nicht mehr. Jegliche Beschreibung von Gefühlen und Empfindungen und allem, was uns Menschen zu wirklichen Menschen macht, ist daraus verbannt. Worte wie *Liebe*, *Freundschaft* und

*Fürsorge* gibt es nicht mehr. Es werden keine Romane mehr geschrieben in dieser Sprache, die keine ist, und keine Gedichte mehr verfasst. Du wirst niemandem ‚Ich liebe dich‘ ins Ohr hauchen können – denn Worte wie diese sind verschwunden aus unserem Leben. Nicht einmal über Namen verfügen wir noch. Das, ja das ist vielleicht die größte aller Katastrophen, die uns in diesen Zeiten widerfuhr: der Verlust unserer sprachlichen und damit auch zu einem hohen Prozentsatz persönlichen Identität und Individualität! Die menschliche Sprache – ist sie nicht Ausdruck unseres Intellekts und unseres Geistes in all ihren Formen, Nuancen und Facetten? Entwickelt in Jahrmillionen der Evolution? Was haben sie daraus gemacht, die neuen Eliten? Sie haben sie uns geraubt, gestohlen und uns damit einen Großteil unserer Identität genommen. Und alles einzig und allein zu dem Zweck, uns hier unten klein und unbedeutend zu halten.“

Es gab wenige Themen, die Großvater so sehr in Wallung brachten wie dieses. Kein Wunder, war doch die Sprache und mit ihr die Bücher in seinem Empfinden und aus seiner Sicht der Dinge von zentraler Bedeutung für das Menschsein.

Und hatte er nicht recht mit dem, was er sagte? Natürlich hatte er das! Denn wie anders lassen sich menschliche Empfindungen und Gefühle in solcher Klarheit ausdrücken als mit der Sprache? Wie sehr geht die Sprache einher mit Emotionen? Und wie sehr leiden die Unterweltmenschen unter ihrer

Sprachlosigkeit! Auch wenn ich mich nicht wirklich daran erinnere: ich habe es selbst erlebt!

Die Regionen, in denen Großvater, die Kleine und ich uns während all der Jahre, seit er mich zu sich geholt hatte, bewegten, waren menschenleer. Verlassen und aufgegeben von der sogenannten Zivilisation. Hin und wieder trafen wir auf die Überreste menschlicher Bauwerke. Meist waren es Ruinen sogenannter Wohnhäuser, wie Großvater feststellte.

„Je weiter wir uns der Vergangenheit hier unten nähern, also uns nach oben bewegen“, sagte er einmal, „desto näher kommen wir dem, was ich selbst als Wohnhaus noch kenne und was man einst ‚kultiviertes Leben‘ nannte. Doch je tiefer die Wege hinabführen, dahin, wo die Menschen heute ihr Dasein fristen, desto primitiver werden ihre Behausungen. Sie erinnern mich immer stärker an ein Leben, das es in der Steinzeit gegeben haben mag.“

Muss ich erwähnen, dass ich, sobald sich mir die Gelegenheit bot, den Begriff „Steinzeit“ nachlas in meinem allwissenden Lexikon?

Je näher wir der Erdoberfläche kamen, desto komplexer wurden diese Ruinen, das ist wahr. Selbst mir, unbedarft wie ich bin, fiel das auf. Und umso unpassierbarer wurden die Wege, die wir beschritten, umso schwächer wurde das Licht von den Wänden, so, als würde es langsam, aber sicher verglühen. Aber Großvater gab niemals auf, den Routen zu folgen, die er sich in den Kopf gesetzt hatte.

Sturheit, ja, Sturheit war ein Wesensmerkmal, das ihn prägte, diesen alten Mann. Gepaart mit einer ans Masochistische grenzenden Gnadenlosigkeit sich selbst gegenüber wie auch gegenüber seinem Zustand und seinen Kräften, die trotz konsequenter Missachtung nachließen und irgendwann versiegen mussten.

„Weißt du, mein Junge, der Satz ‚Schneller – höher – weiter‘ galt vor Hunderten, nein, bereits vor Tausenden von Jahren als Antrieb der Menschheit. Genau wie die Aussage ‚Stillstand ist Rückschritt‘. Aus den Katastrophen, die sich geradezu zwangsläufig aus diesem Wahn ergaben und die uns letztendlich das Leben hier unten bescherten, wurden keine Lehren gezogen. Nur, dass aus ‚höher‘ eben ‚tiefer‘ wurde.“

Tatsächlich, so Großvater, schritt die technische Entwicklung in rasantem Tempo fort während der Jahre und Jahrzehnte, seitdem wir Menschen unter der Erde leben.

„Ohne Technik wäre kein Leben möglich in diesen Tiefen der Erde, in der sich die Zivilisation inzwischen bewegt. Woher käme das Wasser? Wohin mit dem Unrat? Allein die Hitze wäre zu groß und der Sauerstoff zu knapp, um zu existieren. Aber die klugen Köpfe der Eliten haben es tatsächlich geschafft, die Urgewalten der Erde zurückzudrängen. Eine unglaubliche Leistung!“

Er geriet geradezu ins Schwärmen für die, denen er ansonsten nur Hohn und Wut entgegenbrachte.